

Niederrheinische Musik-Zeitung für Kunstmfreunde und Künstler.

Herausgegeben von Professor L. Bischoff. — Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Nr. 46.

KÖLN, 14. November 1857.

V. Jahrgang.

Inhalt. C. M. von Weber's „Freischütz“. Nach Dr. H. Döring's Biographie Weber's. — Erstes Abonnements-Concert in Bonn. Von L. Bischoff. — Tages- und Unterhaltungsblatt (Aachen, Erstes Abonnements-Concert, Concert von Prof. August Pott — Neuwied, Der Flügel'sche Gesang-Verein — Braunschweig, Oper — Kassel, Herr Graff, Oper und Concerte — Wien, Herr Joh. Strauss, Ed. Hanslik, Vorlesungen über „Neuere Geschichte der Tonkunst“ — Petersburg, Italiänische Oper).

C. M. von Weber's „Freischütz“.

Mit dem Januar 1817 war Carl Maria von Weber in seine neue Stellung als Capellmeister in Dresden eingetreten.

Mit Friedrich Kind, dem nachherigen Dichter des Freischütz, hatte er schon einige Jahre vorher, ehe diese Oper in ganz Deutschland und im Auslande mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen ward, ein inniges Freundschaftsband geknüpft. Fr. Kind schrieb später darüber: „Es mochte im Sommer oder Herbste 1816 sein, als der Kammermusicus Schmidt in Dresden einen Fremden zu mir brachte, schwarz gekleidet, blass, doch sehr geistreich von Gesicht, ungefähr von meiner Grösse, nur noch schmächtiger, den ich wegen seiner mir im Verhältnisse etwas zu lang dünkenden Arme und Hände für einen Pianoforte-Virtuosen hielt. Er nannte sich Carl Maria von Weber. Ich war höchst ersreut, seine Bekanntschaft zu machen, da mir sein Name durch Compositionen einiger Volkslieder aus der Herder'schen Sammlung oder dem Wunderhorn, vieler Lieder von Theodor Körner und selbst, ohne dass wir vorher in der mindesten Verbindung gestanden, durch Compositionen einiger Lieder von mir sehr lieb geworden war, und ich auch davon gehört hatte, dass man auf ihn als hiesigen Capellmeister denke. Wir fanden uns sehr bald; wir sprachen vom Hundertsten ins Tausendste. Endlich äusserte Weber, wir würden uns schon näher treten, ich müsse ihm ein Singspiel oder eine Oper dichten. Ich gestand offen, dass ich kaum die Noten kenne; er meinte, das sei ihm ganz gleich. Er blieb dabei, er werde schon mit mir auskommen. Wir schieden als nicht neue Freunde.“

Den Wunsch, einen Operntext zu erhalten, regte Weber, der unterdess Capellmeister in Dresden geworden

war, wieder lebhaft an in einem Gespräch mit seinem neuen Freunde. Einige von Kind geäusserte Bedenklichkeiten suchte Weber durch die Worte zu beseitigen: „Wie Sie das Ganze anlegen und ausführen, so componire ich es, das verspreche ich Ihnen. Kleinigkeiten, weshalb Sie nur eine Feder anzusetzen brauchen, ändern Sie schon mir zu Liebe!“ Die Wahl des Stoffes zu der Oper, nach einer schauerlichen Volkssage von Apel „Der Freischütz“ betitelt, hatte Weber's ganzen Beifall. Er äusserte sich darüber mit Begeisterung und versprach sich einen grossartigen Erfolg. Als ihm Kind später das Manuscript der Oper mittheilte, bat er jedoch den Dichter, die zwei ersten Scenen zu unterdrücken, wozu sich dieser jedoch höchst ungern verstand. Er berief sich auf den abgeschlossenen Vertrag, auf das ihm gegebene Wort, dass an seiner Arbeit nichts geändert werden dürfe. Davon wollte jedoch Weber nichts wissen. Er äusserte, er habe schon zu componiren angefangen, und sparte keine Worte, bis es ihm gelungen war, den Dichter zu jener Abänderung zu bewegen, so wenig dieser sich davon überzeugen konnte, dass der Schuss und das wilde Volksgetümmel, mit welchem Weber die Oper eröffnet wissen wollte, nach den idyllischen Scenen eines frommen Gespräches zwischen Agathen und dem Einsiedler nicht dieselbe, wo nicht eine noch grössere Wirkung hervorgebracht haben möchte.

Das freundschaftliche Verhältniss zwischen Weber und Kind erkaltete nicht durch ihre verschiedenen Ansichten. „Wir hatten erkannt,“ schrieb Kind, „dass wir zu einander gehörten. Wir verstanden uns in Gesellschaft, z. B. im Liederkreise, wenn etwas vorgelesen ward, durch Blicke; wir holten uns einander zu Spazirgängen und ins Theater ab; bei Festlichkeiten ward auf uns als Verbundene gerechnet; wir waren, wie die alten Troubadours, gleichsam Dichter und Harfner in Einem. Wenn ich eine Melodie

wünschte, so componirte Weber sie, wenn er einen Text wünschte, z. B. bei Festtagen des königlichen Hauses, so dichtete ich diesen Text.“

Im Sommer 1818 bewohnte Weber in Dresden ein Gartenhaus in der Antonstadt. Selten verging ein Tag, an welchem ihn sein Freund dort nicht besuchte. „Wenn Weber“, schrieb er, „etwas vom Freischütz componirt hatte, z. B. das Brautjungfern-Lied, Caspar's Freveleien, den Jägerchor u. s. w., so beschied er mich zu sich. Er oder seine Gattin, oder Beide zusammen sangen es zum Pianoforte. Wenn wir, um aus der Stadt in den Garten zu gelangen, über die Elbe fuhren, und die alterthümlichen Jäger-Figuren auf der kleinen Galerie des Jägerhofes uns ins Auge fielen, so riefen wir: So ungefähr! und jauchzten auf.“ In solcher Stimmung arbeitete Weber, seiner manigfachen Dienstgeschäfte ungeachtet, mit rastlosem Fleisse an seiner „Jägerbraut“, wie die Oper der Freischütz Anfangs heissen sollte. Er überliess sich der Hoffnung eines günstigen Erfolges. „Es sind“, schrieb er einem Freunde, „Dinge in dieser Oper, die in dieser Art noch nicht auf der Bühne waren, die ich daher ohne das mindeste Anhalten an Vorhandenes gänzlich aus meiner Phantasie schöpfen musste. Gott gebe nur, dass ich das Rechte getroffen habe.“ Seine Ausdauer im Arbeiten kannte keine Gränzen. Während seine Geschäfte durch die Krankheit eines seiner Amtsgenossen sich noch vermehrt hatten, traf ihn das Schicksal, auch seine innig geliebte Gattin hart leiden und selbst von Lebensgefahr bedroht zu sehen. Seine damaligen Empfindungen schilderte er mit den Worten: „In dieser Periode war alles todt für mich, was ausser meiner Umgebung und meiner Pflicht lag. Unsägliches Leiden war bei mir eingekehrt. Wenn ich bis gegen Mitternacht den Schmerz am Krankenbette meiner Frau eingesogen hatte, musste ich noch in meiner Arbeitsstube—arbeiten!“

Damit entschuldigte er sich auch wegen seiner verspäteten Beantwortung eines Briefes, den er von einem seiner berliner Freunde, dem durch mehrere Compositionen bekannten Hofrath J. Ph. Schmidt, erhalten hatte. „Zürnen Sie nicht“, schrieb Weber aus Dresden am 26. September 1818, „über mein langes Schweigen, das stets nur die Folge von überhäuster, unausweichlicher Arbeit ist. Auch heute nur einige Worte, die Ihnen anzeigen sollen, dass morgen wieder die Probe von Ihrer Oper, Das Fischermädchen, anfängt. Ich hatte sie gleich nach meiner Ankunft in der Stadt vorgenommen, musste sie aber aus mancherlei Rücksichten unterbrechen. Nun soll die Oper aber noch vor dem Anfange unserer Weihnachts-Ferien,

den 12. October, in Scene gesetzt werden. Der Himmel gebe seinen Segen dazu; an unser aller Eifer soll es nicht fehlen.—Zu Ihrer Alpenhütte soll später schon Rath werden. Ich freue mich, dass Ihre Arbeiten sich verbreiten. Können Sie gelegentlich die Direction in Kopenhagen auf meine Opern *Sylvana* und *Abu Hassan* aufmerksam machen, so stehen Ihnen dieselben zu Diensten. *Sylvana* wird zum neuen Jahre auf Befehl des Königs hier gegeben. Meine Jubel-Cantate und Jubel-Ouverture werden herauskommen, erstere auf einen noch brauchbaren Text vom Professor Wendt. An meiner Jägerbraut habe ich seit Jahr und Tag keine Note schreiben können. Dagegen arbeite ich jetzt an einer zweiten Messe zur Jubel-Hochzeit unseres Königspaares im Januar 1819. Vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichen. Lassen Sie vielmehr bald wieder etwas von Sich hören. Ich brauche wahrlich Erheiterung durch Freundes-Theilnahme und die Berührungen nach aussen.“

Zu der in diesem Briefe erwähnten Festlichkeit, der Vermählung des damaligen Erbprinzen und nachherigen Königs Friedrich August von Sachsen mit einer österreichischen Prinzessin, sollte Weber eine grosse, aufs prachtvollste ausgestattete Oper componiren. Er hatte dazu für den ganzen Sommer Urlaub erhalten und in Hosterwitz, nahe bei Pillnitz, sich eine Wohnung gemietet. Im innigen Verhältnisse zu seinem mehrjährigen Freunde Kind war dadurch keine Störung eingetreten. Dieser äusserte darüber in späteren Jahren: „Wir schrieben oft an einander. Ich ging oder gondelte hinaus nach Hosterwitz, blieb bei Weber die Nacht und kehrte erst am folgenden Morgen durch die wahrhaft paradiesische Landschaft nach der Stadt zurück.“

Von seinem Freunde war Weber im Namen des dresdener Liederkreises, der ihn zu seinen Mitgliedern zählte, um eine Melodie gebeten worden. Er konnte diese Bitte nicht erfüllen. „Hier in der Ruhe“, schrieb er aus Hosterwitz, den 7. Mai 1819, „fühle ich erst, wie sehr die letzte Zeit mich angegriffen hat. Ich bin noch total invalide. Mein Herz ist kerngesund, aber der Kopf kann sich um keinen Preis noch der geringsten Anstrengung hingeben. Mit fremden Federn, die gar lockend und herrlich mich anschauen, mag ich mich doch auch nicht schmücken; man würde auch gewiss den Raben erkennen. Schon diese paar Zeilen haben mich ganz erschöpft. Es thut mir recht weh, im Kreise zu fehlen. Setzt meinen Namen hin und meldet mich krank, so bin ich doch da.“

Den wiederholt an ihn gerichteten Fragen und Erkundigungen nach der von Kind zu dem Jubiläum des Erbprinzen von Sachsen gedichteten Fest-Oper Alcindor machte Weber in einem Schreiben aus Hosterwitz vom 26. Juni 1819 durch die Erklärung ein Ende: „Es ist nunmehr von Sr. Majestät dem Könige die Entscheidung gekommen, dass unsere Oper nicht componirt werden solle. Es soll überhaupt bei dieser Gelegenheit nichts Eigenes veranstaltet werden, als ein Prolog. Es sind noch so mancherlei Neben-Umstände vorhanden, dass ich Sie recht sehr bitten muss, einmal wieder den hosterwitzer Wanderstab zu ergreifen, um mündlich von allen Details unterrichtet zu werden. Ich hätte Ihnen die ganze Sache wohl erst mündlich mit Zuckersauce vortragen sollen. Ich konnte es aber nicht übers Herz bringen, Ihnen zu schreiben, ohne nicht auch etwas zu erwähnen wegen der so fatalen Ungewissheit. Alles Uebrige daher mündlich.“

Mit seinem Freunde Kind, welcher für ihn den Freischütz dichtete, der seinen Ruhm als Tonkünstler für immer begründete, war Weber noch immer in dem ungestörten Verhältnisse wechselseitiger Liebe und Achtung geblieben. Was dem Einen Freundliches geschah, fand vollen Widerklang in dem Herzen des Anderen. Bescheiden und anspruchslos, freute sich Weber über den von dem Herzog von Gotha 1818 seinem Freunde verliehenen Hofraths-Titel so innig, als ob ihm selbst diese Auszeichnung widerfahren wäre. Diese Freude sprach sich aufs lebhafteste aus in einem von Weber damals an den Herzog von Gotha gerichteten Schreiben. Dieser Brief ist in mehrfacher Hinsicht so charakteristisch, dass er hier eine Stelle verdient.

„Wer Gutes und die Menschen Ersreuendes übt,“ schrieb Weber an den Herzog, „der muss es nun schon auch darauf ankommen lassen, dass dankende Stimmen sich zu ihm drängen und aus vollem Herzen das aussprechen, was sie gleichsam als Repräsentanten der öffentlichen Meinung mit wahrer Lust dem erhabenen Geber ehrfurchtsvoll darzulegen sich gedrungen fühlen. Wohl mir, dass ich weiss, mein gnädigster Herzog, der wahrhafte Beschützer, Befreuer und Selbsterzeugende, der da schafft, indem er aneifert, und aneifert, indem er schafft — er fühle sicherer und erschöpfender mit die Regungen und das Walten eines rein dankersüllten Herzens, als es irgend ein Wort geben, irgend eine Handlung auszudrücken vermag, und welches überhaupt nur von dem, der sie gibt, auch wieder begriffen werden kann, wie man danken könne — sonst sähe es mit meiner Repräsentantenschaft sehr übel aus, und die

Uebrigen, für die ich allenfalls das Wort unbewusst ergriffen, möchten dem ungeleckten Wortsührer, oder dem Führer ungeleckter Worte, sehr schlechten Dank für seine Führung wissen. Ew. Durchlaucht auszeichnende Huld für den trefflichen Kind hat hier grosse Sensation gemacht, und zwar durchaus gute, wenn auch mitunter seltsam modifizirt. Einige kleine, unbedeutende Neid-Gesichtlein konnten freilich nicht ungeschnitten bleiben; aber darin vereinigten sich alle Stimmen zum höchsten Einklange, dass es erhebend, beseuernd und tröstend sei, solche Fürstengaben so wahrhaft kunstfürstlich vertheilt zu sehen. Die meisten literarischen und andere Handwerksseelen, die gewohnt sind, nur paar- oder ellenweise belohnt zu werden, fragten freilich, wie viele Ellen und Paare Kind für Sr. Durchlaucht eigenen Hausgebrauch gefertigt habe. Diese guten Leute begriffen wahrhaftig nicht, dass eines Fürsten wahrhaft hoher Geist das der Welt Geleistete auch das Seine nennt, und dass das beglückende Vorrecht, Geisteskraft, er finde sie, wo er wolle, hervorzuheben und zu belohnen, dadurch zu belohnen, dass er seine Aufmerksamkeit auf sie beweis't und das Geleistete erkennt, eine wahrhafte Fürstenkraft ist, die sich als Stärkung und Belohnung des Guten ans Göttliche erhebt. Wenn es nun vollends mit dieser Milde, mit diesem künstlerischen Meister-Wohlwollen geschieht, dann wirkt es erst vollendet und ganz anders, als wenn die Gnade mit drückender Gewalt einem so recht fest den allenfalls aus solidem Eisenguss gefertigten Lorber aufs Haupt setzt, dass man fast darunter zusammenknickt und vor freudigem Schreck und schrecklicher Freude kaum den Athem zu dem devotesten Danke finden kann. Hier aber sprudelt es hoch und freudig empor, und schelten Ew. Durchlaucht auch ein wenig Ihren sprudelnden Maria, so weiss ich ja doch, Sie werden nicht ernstlich böse; denn der Wille ist ja gewiss gut. Was hätte ich eigentlich nicht noch alles zu sagen und zu fragen! Aber ich merke, dass ich die Geduld meines Durchlauchtigsten Beschützers schon genug auf die Probe gestellt habe. Erlauben Ew. Durchlaucht mir nur noch, zu wiederholen, dass Sie zwei sehr frohe und glückliche Menschen gemacht haben. Wie oft war ich Augenzeuge, dass Sie darin Ihre Freude finden! und in so fern man immer diejenigen, denen man Gutes thut, ein Bisschen gern hat, schliesse auch ich mit der frohen Hoffnung der Fortdauer Ihrer Huld und Gnade für den Tonweber, der sich unendlich darauf freut, zur Zeit der Jubel-Hochzeit Ew. Durchlaucht persönlich die unveränderlichen Gefühle der innigsten Verehrung und Treue aussprechen zu dürfen.“

Seinen Freund Kind, dem er in diesem Schreiben ein so schönes Denkmal seiner liebevollen Gesinnungen, denen Neid und Missgunst völlig fremd waren, gestiftet hatte, machte Weber auch zum Vertrauten seiner Begegnisse auf einer Urlaubsreise, die er 1820 angetreten hatte.

Keinen unwesentlichen Antheil an den vielfachen Beweisen der allgemeinen Verehrung, die Weber auf der erwähnten Reise empfing, hatte seine Musik zu dem von P. A. Wolff gedichteten Schauspiele *Preciosa*. 1820 war dasselbe zum ersten Male auf der berliner Bühne mit rauschendem Beifalle aufgeführt worden. Mehrere Arien wurden Volkslieder. Weber selbst hielt dieses Werk, in welchem, wie er meinte, nach der gewöhnlichen Handwerks-Ansicht manches Gewagte sei, für einen guten Vorläufer zu seinem *Freischütz*, dessen Aufführung nahe bevorstand.

Diese Oper war nach manchen Unterbrechungen zu Ansage des Jahres 1821 vollendet worden, und Weber hatte eine Einladung nach Berlin erhalten, wo das aus der Asche neu entstandene Schauspielhaus mit dieser Oper eingeweiht werden sollte. Die wiederholten Proben und manigfachen Vorbereitungen, verbunden mit anderen Umständen, verzögerten indess die Aufführung. Einige Auskunft darüber gab Weber in einem Briefe an Fr. Kind, datirt aus Berlin vom 27. Mai 1821. „In grosser Eile“, schrieb er, „nur einige Zeilen, die Sie über das Schicksal unseres Kindes beruhigen sollen. Ich fand im Ganzen sehr wenig vorgearbeitet. Die ungeheuren Anstrengungen jeder Art, welche die Oper Olympia von Spontini erforderte, und die von dem 4. bis zum 14. verzögerte Aufführung derselben hat auch mich um so viel weiter hinausgeschoben, tausend andere Confusionen abgerechnet. Gestern, am 26., ist endlich zum ersten Male im neuen Schauspielhause gespielt worden. Der Prolog von Göthe war herrlich. Iphigenie wurde vortrefflich gegeben, und das beschliessende Ballet, die Rosenfee, von Erfindung des Herzogs Karl, bezauberte durch die schöne Maschinerie. Dem Könige wurde ein Vivat gebracht und der Baumeister Schinkel hervorgerufen. Nun sollen auf Sr. Majestät ausdrücklichen Befehl alte Sachen gegeben werden, bis meine Oper in Scene gehen kann. Dies wird schwerlich vor dem 8. bis 10. Juni geschehen können, da die Wolfsschlucht gar zu viel Apparat fordert. Uebrigens sind des Maschinenmeisters und Decorateurs Gropius Ansichten und Pläne davon ganz herrlich und phantasiereich, und es wird wohl in seiner Art einzig dargestellt werden. Allenfallsige Opern-Vorstellungen werden unterdessen noch im Opernhause gegeben. Die Sänger lernen mit Lust die Partien, und somit darf ich

mir vom Ganzen wohl einen glücklichen Erfolg versprechen. Das neue Haus ist wunderschön. Die Aufführung der Oper Olympia ist das Prächtigste, was man sehen kann. Sie kostet über 28,000 Thaler. Spontini wurde nach der ersten Vorstellung hervorgerufen und mit Kränzen beworfen. Die zweite Vorstellung lief ganz kalt ab. Morgen ist die dritte. Was übrigens hier für Mittel in Bewegung gesetzt werden, möge Folgendes beweisen. Der Präsident des Censur-Collegiums hat eine Ordre erlassen, vermöge deren in keinem hier erscheinenden Blatte die Musik des Herrn Spontini getadelt werden darf. Lob kann passiren, so viel als möglich. Was sagen Sie dazu? Muss es nicht jedem Künstler das Herz zerfleischen, wenn er sieht, dass ein Mann wie Spontini sich zu solchen Dingen herablassen kann, die nothwendig in kurzer Zeit ihn selbst herabziehen und die öffentliche Meinung über ihn erbittern müssen?“

Wegen der verzögerten Aufführung seiner Oper musste Weber länger in Berlin verweilen, als er Willens gewesen war. Die Rückreise über Gotha, Weimar u. s. w. musste er nun aufgeben, da er seinen Urlaub nicht weiter ausdehnen wollte, als es der Gesundheits-Zustand seiner Gattin forderte. Von dem Unmuthe über seinen veränderten Reiseplan ward er abgelenkt durch die Vorbereitungen zu seiner Oper. „Mit dem Freischützen“, schrieb er aus Berlin, den 31. Mai 1821, „geht es von Seiten des Musicalischen vortrefflich. Alles wirkt dabei mit Liebe und Lust. Das Decorations- und Maschinenwesen aber hält entsetzlich auf. Den 14. reis't der König nach Spaa, und da muss der Freischütz vorher in Scene.“

Gleichzeitig war Weber wegen der Aufführung seiner Oper in Wien mit der dortigen Bühne in Unterhandlungen getreten, deren Erfolg ihn jedoch nicht befriedigte. „Mit Wien“, schrieb er in dem eben erwähnten Briefe, „ist es eine curiose Geschichte. Das Hoftheater wäre mir freilich das liebste; kann man aber ohne eigentliche Ursache sich von dem wiener Theater zurückziehen, ohne diesen Schreier gegen sich zu haben? Uebrigens ist das Einschicken eine gar wunderbare Zumuthung, und die Directionen sehen gar zu gern Dichter und Componisten als Supplicanten vor ihrer Hoheit stehen. Darüber muss ich mich aber doch freuen, in welcher Weise ich durchgehends Beweise von Achtung bekomme.“

Der Erfolg seiner Oper auf der berliner Bühne übertraf Weber's Erwartungen. Ueber die Aufführung, die am 15. Juni 1821 statt gefunden hatte, schrieb er sechs Tage nachher, den 21., an Fr. Kind: „Victoria können wir schiessen, geliebter Freund und Mit-Autor. Der Frei-

schütz hat ins Schwarze getroffen. Die gestrige zweite Vorstellung ging eben so trefflich, wie die erste, und der Enthusiasmus war abermals gross. Zu morgen, der dritten, ist schon kein Billet mehr zu haben. Kein Mensch erinnert sich, eine Oper so aufgenommen zu sehen, und nach der Olympia, für die Alles gethan wurde, ist es wirklich der vollständigste Triumph, den man erleben kann. Sie glauben aber auch nicht, welches Interesse das Ganze einflösst und wie vortrefflich alle Theile spielten und sangen. Was hätte ich darum gegeben, wenn Sie zugegen gewesen wären! Manche Scenen wirkten bei Weitem mehr, als ich geglaubt, z. B. der Abgang der Brautjungfern. Die Ouverture und dieses Volkslied wurden *da Capo* verlangt. Ich wollte aber den Gang der Handlung nicht unterbrechen lassen.“

Auch die Zeit seiner Abreise bestimmte Weber in diesem Briefe. „Montag, den 25.,“ schrieb er, „gedenke ich mein Concert zu geben und den 1. Juli in Dresden wieder einzutreffen. Das üble Wetter wird Sie wohl abhalten, früher nach Töplitz zu reisen, so dass ich Sie noch in Dresden sehe und Ihnen erzählen kann; denn beschreiben lässt sich wahrlich so etwas nicht. Auch bin ich so voll, dass ich gar nichts zu schreiben weiss. Welchen Dank, mein theurer Kind, bin ich Ihnen für diese herrliche Dichtung schuldig! Zu welchen Mannigfaltigkeiten geben Sie mir Anlass, und wie freudig könnte sich meine Seele über Ihre herrlichen, tief empfundnen Verse ergieissen! Ich umarme Sie wahrhaft gerührt in Gedanken und bringe Ihnen einen der schönsten Kränze mit, deren Empfang ich nur Ihrer Muse verdanke, und den Sie zu den früher schon in so grosser Zahl errungenen hängen müssen.“

Ungeachtet des herzlichen Tones, in welchem dieser Brief abgesetzt war, schien in dem bisherigen Freundschafts-Verhältniss zwischen Weber und Kind, als letzterer wieder von Töplitz nach Dresden zurückkehrte, eine gewisse Kälte eingetreten zu sein. Kind's Autor-Eitelkeit fühlte sich verletzt, als er von mehreren Seiten hörte, dass ein grosser Theil des Publicums geneigt schien, den ganzen Erfolg des Freischütz dem Componisten allein beizumessen. Er schrieb darüber in späteren Jahren: „Die meisten Tonkünstler glauben, dass so eigentlich auf einen Opern-Text wenig ankomme. Je weniger der Dichter leiste, desto höher und ungetheilter sei ihr Verdienst. Auch viele Theater-Kritiker und Musik-Enthusiasten stimmen ihnen bei, und können sie eine neu gegebene Oper nicht preisen, so rechtfertigen sie den Componisten mit den Fehlern des Dichters, gutmuthig hinzusetzend, mit einem Opern-Texte brauche man es ja nicht genau zu nehmen. Von solchen Ansichten

war zwar Weber weit entfernt; aber die vielen ausserordentlichen Huldigungen mussten doch auch auf ihn einen Einfluss äussern. Er setzte den Freischütz in Berlin und später in Dresden in Scene, ohne mir sogar hier in Dresden etwas mehr als die letzte Probe zu melden. Ich hiess wohl unter uns sein Mit-Autor des Freischützen. Doch dankte er, und zwar fast ausschweifend, allen irgendwie Mitbetheiligten, den Intendanten, Sängern, Capellisten, Malern u. s. w., ohne des Dichters, selbst hier in Dresden, wo man, wie fast allenthalben, den Componisten herausrief, nur zu erwähnen. Als ich ihn daran erinnerte, half er sich mit der leidlich klingenden Entschuldigung, dass er sich damit ja selbst gelobt haben würde.— Unser vereintes Wirken mit so glücklichem Erfolge war schon längst Manchem ein Dorn im Auge gewesen. Es fanden sich Zwischenträger, Unkraut in den Weizen zu säen. Man flüsterte mir in die Ohren von Summen und Kostbarkeiten, von grünenden und goldenen Kränzen, die dem Componisten gespendet worden. Weber's und mein Vernehmen fing nach und nach an zu erkalten. Wir sahen einander seltener. Weber fragte mich, wie beiläufig, ob ich denn fortfaire, am Cid oder einer anderen Oper zu dichten. Ich erwiederte, dass mich meine jetzige Stimmung von allen Lieblingsplanen abhalte. So war es denn unter uns erklärt, ob wir gleich freundlich und wohlwollend gegen einander blieben.“

Durch ein Dankschreiben, welches Weber an die sämmtlichen Künstler Berlins gerichtet hatte, die bei der ersten Aufführung des Freischütz am 15. Juni 1821 thätig gewesen waren, hatte sich die obwaltende Spannung zwischen Weber und Kind noch vermehrt. Jener suchte sie durch einen für seine Denkart höchst charakteristischen Brief zu beseitigen, den er am 28. Juli 1821 dem sich gekränkt fühlenden Freunde sandte. „Nein!“ schrieb Weber, „das kann ich nicht fünf Minuten auf mir sitzen lassen. Ich muss gleich meinem theuren, vielgeliebten Mit-Autor den Kopf waschen. Guter, lieber, hochverehrter Freund! Wie können Sie so ganz übersehen, dass bei meinem Dankschreiben doch nur rein von der Aufführung des Freischützen die Rede sein konnte? Jedes Wort, das ich für das Werk selbst gesprochen hätte, hätte ja für ein Compliment für mich auch mit angesehen werden müssen. Dichter und Componist sind ja so mit einander verschmolzen, dass es eine Lächerlichkeit wäre, zu glauben, der Letztere könne etwas Ordentliches ohne den Ersteren leisten. Wer gibt ihm denn den Anstoss? wer die Situation? Wer entflammt seine Phantasie? Wer macht ihm die Mannigfaltigkeit der Gefühle möglich? Wer bietet ihm Charakterzeich-

nung? u. s. w. Der Dichter und immer der Dichter. Aber wer macht die Dichter immer unzufrieden? Auch wieder sie selbst unter einander. Musiker haben mir hundert Mal gesagt: Aber was sind Sie auch glücklich, so ein herrliches Buch gehabt zu haben! Aber die Dichter haben immer etwas zu kritisieren, und haben mich oft teufelswild gemacht, besonders wenn sie mir hauptsächlich das Verdienst anrechnen wollten und die ihnen so scheinenden Mängel nicht. Glaubt ihr denn, sagte ich, dass ein ordentlicher Componist sich ein Buch in die Hand stecken lässt, wie ein Schuljunge den Apfel? dass er Alles so bestimmt hinnimmt und blindlings Töne darüber giesst, froh, die lange verhaltenen nur irgendwo loslassen zu können? — Nein, mein theurer Freund! glauben Sie fest, dass Niemand von grösserer Achtung für den Dichter durchdrungen sein kann, als ich: dass ich keinen Augenblick vergessen konnte, dass vor Allen Ihnen der erste Dank von mir gebühre, den ich gewiss treu im Herzen hege und freudig aussprechen will, wo ich kann und wo sich mir Gelegenheit dazu bietet. Aber bei dieser Veranlassung, wahrlich, ging es nicht. Denken Sie Sich's einmal recht lebendig, ob es möglich war, von Ihnen zu sprechen, ohne das Werk zu loben. Ja, ich kann Ihnen nicht helfen, wir sind zu sehr in einander gewachsen. War Ihnen dies schmerzlich, so kann ich Ihnen heilig versichern, dass es mir doppelt schmerzlich ist, dass Sie einen Augenblick an meiner Anerkennung, an meiner dankbaren Liebe und jederzeitigen Erinnerung daran zweifeln könnten. Es hat mir Unzufriedenheit genug erregt, dass man Ihrer Leistung Werth nicht mit eben der Wärme ausgesprochen hat, als ich ihn fühle. Aber in der Wirkung des Ganzen müssen Sie Ihren Lohn finden und in meinem dem gemäss wahrhaften Danke.“

Weber's gutmütige Natur liess kein Mittel unversucht, den gereizten Freund zu besänftigen und eine gegenseitige Versöhnung einzuleiten. Aber weder der eben mitgetheilte Brief, noch ein späteres Schreiben vom 27. November 1821 hatte einen günstigen Erfolg. „Unser Freischütz“, schrieb Weber, „gedeih über die Maassen und wird von den Directionen bei Weitem mehr gesucht und besser honoriert, als ich erwarten konnte. Es ist daher wohl natürlich, dass ich seit langer Zeit mich mit dem Gedanken trug, dem theuren Freunde, dessen herrliche, gemüthvolle Dichtung mit dem nur ihr eigenthümlichen Zauber dieser Oper das Anziehende verlieh, auch wieder meinerseits zu beweisen, wie gern ich Alles hervorsuchen möchte, auch Ihm mit etwas Freude zu machen. Ich sann und überlegte, was Ihnen wohl ein zweckmässiges, erfreuliches Andenken an

den Freischütz geben könnte. Da kam ich immer wieder auf meine eigene Erfahrung zurück, dass bei ähnlichen Fällen die Leute nie das trafen, was mir brauchbar oder dauernd erfreuend sein konnte, und daher die Sache immer nur halb ihren Zweck erfüllte. Ich denke also, Freund Kind, dem mein Herz in Allem immer so offen dargelegen hat, wird auch jetzt mich nicht spröde verkennen oder gar zurückweisen, wenn ich zu ihm spreche, wie nun eben Männer, die das Leben kennen und seinen Ansforderungen am liebsten aus eigenem Willen und Kraft genügen — wie diese mit einander sprechen; und wenn ich ihm sage: Freund, erlaube mir, dies in Deine Hände legen zu dürfen, und versprich mir, alles damit anzufangen, das Dir und den Deinigen Freude macht, damit ich den schönsten, einzigen Zweck, den ich haben kann, erfüllt sehe, den nämlich, Dir Freude zu machen. Und so will ich denn auch zu Ihnen, mein herzlieber Freund, gesprochen haben: Werden Sie Ihrem Sie so innig verehrenden und liebenden Weber zürnen?“

Dass der wahrhaft herzliche Ton dieses Briefes, in welchem sich Weber's Charakter von der liebenswürdigsten Seite zeigte, seine Wirkung auf den Empfänger gänzlich verfehlten könnte, davon hatte Weber eben so wenig eine Ahnung, als von der Leichtgläubigkeit seines Freundes, der sich durch ein Gerücht hatte täuschen lassen, nach welchem an Weber 800 Thaler für den Text des Freischütz eingesandt worden wären. Seinem Briefe an Kind hatte er acht Louisd'or beigefügt. Er erhielt sie jedoch mit einigen ihn tief verletzenden Zeilen wieder zurück. Noch am Abende desselben Tages, 27. November 1821, sandte er dem erzürnten Freunde folgende Antwort: „Nicht abgethan, wenigstens nicht wohlgethan, treuen Freundes Meinung so von sich zu weisen, wie man ein unnützes Brief-Couvert unter den Tisch wirft. Sie haben mir unendlich wehe gethan, mein lieber Freund, mehr, als Sie hoffentlich gewollt haben. Sie sind sehr aufgereizt. Wohl, ich sehe es so an, und es ist Pflicht, trübe und heitere Stimmung des Freundes hinzunehmen. Aber was reizt Sie so auf, den auf der Höhe stehenden Friedrich Kind? Eine Badeklatscherei, die so widersinnig erfunden ist, dass man doch wohl nur über sie lachen sollte. Achthundert Thaler! Ei, ei! — Ich halte es übrigens für nötig, Ihnen mein Wort zu geben, dass ich von allen diesen Gerüchten nichts gewusst habe. Und hätt' ich sie gewusst, solch ein Grund hätte mich bestimmen können? — Mit innigem Bedauern sehe ich, wie wenig Sie meine Denkart kennen. Unsere Sache war als Geschäft abgethan. Wenn nun die Oper

durchgesunken wäre, wie dann? Das trefflichste Gedicht kann eine Oper allein nicht halten. Nichts leitete mich dazu, Ihnen schüchtern eine Erneuerung des von Ihnen bestimmten geringen Honorars zu bieten, als, bei Gott! der heisse Wunsch, Ihnen durch alles, was in meinen Kräften steht, meine lebhafte Anerkennung, Achtung und Liebe anzudeuten. Ich habe es schlecht getroffen. Gaben Sie aber etwas auf solches Geschwätz, war es dann auch ein Freundschafts-Beweis von Ihrer Seite, dass Sie mich nicht davon unterrichteten? Doch genug über diesen Gegenstand. Möge der Himmel Ihnen lauter Freunde schenken, die es so redlich meinen, wie ich; die so treu an Ihnen hangen, Ihren Werth so erkennen, und die selbst so höchst schmerzlich zurückgestossen, wie Sie es mir gethan, nicht aufhören, dieselben zu bleiben.“

(Dr. H. Döring, Biogr. Weber's.)

Erstes Abonnements-Concert in Bonn.

Am Samstag den 7. November begannen die diesjährigen Winter-Concerte in Bonn, und der Erfolg des ersten hat ein günstiges Vorurtheil für die folgenden begründet. Die musicalischen Kräfte haben sich namentlich für das Orchester verstärkt und verbessert, Flöte, Oboe, Clarinette, Horn und Fagott sind in ihren ersten Stimmen weit besser besetzt als früher; der Chor, der stets frische und wohl-lautende Stimmen zählte, hat diese noch immer und ist für die Raumverhältnisse und die Orchester-Begleitung stark genug, und das Ganze hat in Herrn Albert Dietrich einen sehr tüchtigen technischen Führer. Nimmt man das schöne Local, den Saal im goldenen Stern mit seiner trefflichen Akustik, und die Thätigkeit des Concert-Vorstandes hinzu, so kann man der Stadt Bonn zu der gegenwärtigen Beschaffenheit ihrer musicalischen Zustände nur Glück wünschen. Einige Geigen im Orchester und einige tiefe Bässe im Chor mehr wären zu wünschen; an Solostimmen fehlt es freilich ungefähr eben so, wie überall.

Mendelssohn's *A-dur-Sinfonie* (Nr. 4) ging ganz vortrefflich; sie war so fein und sicher ausgearbeitet, wie es die vorhandenen Kräfte möglich machten; die Ausführung gereicht dem Dirigenten und dem Orchester zu grosser Ehre. Die Ouverture zur *Euryanthe*, welche den zweiten Theil eröffnete, erfordert freilich stärkere Kräfte, allein im Ganzen konnte ihre Ausführung ebenfalls befriedigen. Ihr folgte das Finale des ersten Actes derselben Oper, das freilich seine volle Wirkung nur machen kann, wenn die Haupt-Partie durch eine nicht bloss musicalisch gebildete, sondern auch mit glänzender Stimme begabte Sängerin besetzt ist. Der Chor war sowohl hier als in dem *Ave verum* von Cherubini (warum nicht mit dem Original-Text?) im ersten Theile des Concertes recht sicher und klangvoll.

Die Krone des Abends war jedoch der vollendete Vortrag des *F-moll-Concerts* von Friedrich Chopin für Pianoforte und Orchester durch Herrn Ferdinand Breunung, Lehrer des Clavierspiels an der Rheinischen Musikschule zu Köln. Wie selten hört

man diese wundervolle Composition, durch welche sich Chopin ein unvergängliches Denkmal im Reiche der Tonkunst gesetzt hat! Aber freilich, ihre Ausführung erfordert Eigenschaften, die nur wenigen Pianisten gegeben sind, Muth und Ausdauer, um die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, feinen und gebildeten Geschmack in der Behandlung des Einzelnen und Einzelnen, und vor allen Dingen Verständniss für den Kern Chopin'scher Musik und Sinn für die Hülle, welche diesen Kern umkleidet und eben so wesentlich ist, als der Kern selbst. Darin liegt die ganze hinreissende Eigenthümlichkeit Chopin's, dass er seine plastisch-melodischen Gestalten mit einer Fülle von romantischem Ranken- und Blumenwerk umspinnt und umdichtet, unter welcher beim ersten Anblick jene beinahe verschwinden. Der wahre Vortrag verlangt daher einen Spieler, der jene Melodie-Gestalten im Herzen trägt und sie von da heraus in festen Umrissen ans Licht stellt, während seine Phantasie zugleich mit der Chopin'schen sie umschwärmt und die umhüllenden Gewinde der Romantik durchsichtig macht und in wechselnden Färbungen beleuchtet. So war Breunung's Spiel; die Schwierigkeiten verschwanden alle und wurden zu duftigem Schmuck, die gewaltigste Kraft des Anschlags wechselte je nach dem Willen des Spielers mit der zarten Berührung der Tasten oder dem elastischen Schwung ab, und der Vortrag des herrlichen Larghetto in *As-dur*, namentlich der originellen recitativenähnlichen Stelle während des anhaltenden Tremolirens der Geigen, war durch die Vereinigung meisterhafter Technik mit seelenvollstem Ausdruck wahrhaft bezaubernd. Und das ganze Concert spielte Breunung auswendig und mit einer so classischen Beherrschung des gesammten Inhalts, dass er diese oder jene Note eines Blas-Instrumentes, welche zufällig ausblieb, auf der Stelle selbst auf dem Clavier mit anschlug. Er hat durch diese Leistung, welche seit langer Zeit wieder die erste öffentliche war, den glänzenden Beweis geliefert, dass er eine Kunsthöhe erreicht hat, zu welcher nur auserwählte Talente gelangen, und seine gediegene Richtung als Musiker bürgt uns dafür, dass er sich nie durch Buhlerei mit der grossen Menge von ihr herabziehen lassen wird. Die Rheinische Musikschule aber dürfte für Clavierspiel unter Meistern wie Hiller, Franck und Breunung jetzt wohl als einzige in ihrer Art da stehen.

L. Bischoff.

Tages- und Unterhaltungs-Blatt.

*** **Aachen**, 10. November. Das erste Abonnements-Concert fand am 5. d. Mts. unter der Direction des städtischen Musik-Directors Herrn von Turanyi statt. Die Ouverture zur Oper *Medea* von Cherubini ging präcis; die *Sinfonia Eroica* zeugte von richtiger und geistvoller Auffassung und Leitung des Dirigenten, jedoch war das Orchester nicht stark genug besetzt. Der Vortrag der Arie *Ah perfido!* von Beethoven ist eine schwierige Aufgabe; die Sängerin, mit einer hübschen, frischen Stimme begabt, gefiel. Herr Hof-Capellmeister August Pott aus Oldenburg bildete den Glanzpunkt des Abends. Er trug sein viertes Concert (*E-dur*) für Violine und Orchester, ein Recitativ und Adagio von Spohr und die Ciaconna von J. S. Bach meisterhaft vor und ärmte stürmischem Beifall.

Am 9. d. Mts. gab Herr A. Pott auf allgemeines Verlangen ein Concert im Theater, in welchem er seine Sinfonie in *C-moll* aufführte und das Concert in *D-dur* von Lipinski, das „*Hommage*

à la Lune" und das „Minnelied“ von seiner Composition vortrug. Die Sinfonie (*Allegro maestoso — Larghetto — Scherzo — Allegro con brio*) ist durchweg im grossen Stil geschrieben, ohne sich an irgend eine Richtung ausschliesslich anzulegen. Die Blas-Instrumente spielen darin, ohne die Saiten-Instrumente in ihren Rechten zu beeinträchtigen, eine selbstständige, auf ihren Charakter begründete Rolle, und diese Eigenthümlichkeit erzeugt ganz überraschende Wirkungen. Die Sinfonie erregte einen Sturm von Beifall im Orchester und im Publicum; das erstere spielte mit wahrer Begeisterung und Hingebung an den trefflichen deutschen Künstler, Componisten und Dirigenten, und letzteres überbot noch den enthusiastischen Beifall, den das Solospiel bereits hervorgerufen hatte; sogar Blumensträusse flogen am Schlusse dem gefeierten Meister zu. Selten kann einem Künstler eine ehrenvollere Aufnahme und Auszeichnung zu Theil werden, als es hier geschah. Und dabei war nichts Gemachtes und durch posaunende Reclame Vorbereitetes, wie bei manchen emporgeschraubten Kunstgrössen; den ersten Anstoss zum begeisterten Beifall gaben meistens die Musiker selbst.

Neuwied. Der Flügel'sche Gesang-Verein hat am 27. October Abends seine zweite Vesper in der Mennonitenkirche gegeben. Auch der fürstliche Hof war anwesend, auch die hochbetagte und allverehrte Prinzessin Louise zu Wied, die in ihrem 88. Jahre sich die frischeste Theilnahme für alles Schöne bewahrt hat. Es wurden Choräle und geistliche Stücke von Seb. und Joh. Mich. Bach, Joh. Eccard, Mich. Haydn (*Tenebrae factae sunt*), Mozart (*Ave verum*) und Bortnianski („Ehre sei Gott in der Höhe“ und „Der Hirte Israels“) gesungen. Beide Abtheilungen wurden durch den Vortrag von Orgelstücken (von M. G. Fischer und F. Mendelssohn-Bartholdy), gespielt von Herrn Musik-Director G. Flügel, eingeleitet.

Braunschweig. Unsere Oper erfreute sich bei Aufführung von Spohr's Jessonda eines verdienten Erfolges. Herr Capellmeister A b t hatte dieselbe mit besonderer Sorgfalt neu einstudirt. Die Präcision und Rundung bei der Durchführung der instrumentalen Theile, wie die Darstellung der einzelnen Partien durch Fräul. Storck (Jessonda), Fräul. Müller (Amazili), Hrn. Hardtmuth (Tristan) ist lobend anzuerkennen.

Kassel, 24. October. Durch die Anstellung eines ersten Concertmeisters in der Person des Herrn Karl Graff, Schülers von Vieuxtemps, eines ganz vortrefflichen Geigers, ist nun die durch Bott's Abgang verwais'te Stelle wieder besetzt. — In der Oper gastirten in den letzten Wochen der Tenorist Young und die Sängerin Uhrlaub. Beide fanden eine recht beifällige Aufnahme. Unter des Capellmeisters Reiss Leitung sollen demnächst neu in Scene gehen Cherubini's „Wasserträger“ und Marschner's „Templer und Jüdin“. — Die hiesigen Abonnements-Concerte werden Mitte November unter Leitung des Meisters Spohr und des Capellmeisters Reiss beginnen. Als Novität soll August Walter's Sinfonie in *Es-dur* zur Aufführung kommen. (S. M.-Z.)

Wien. Herr Joh. Strauss beabsichtigt, mit seinem Orchester die ganze Adventszeit hindurch „serieuse Concerte“ im Salon des Volksgartens zu veranstalten, deren Programme auslässlich aus gediegenen Werken (Symphonien, Ouverturen) älterer und neuester Periode bestehen werden. Ein solches Unternehmen verdient gewiss das freudigste Entgegenkommen, und zwar um so mehr, als dadurch nicht nur der Verbreitung guter Musik ein Vorschub geleistet, son-

dern auch die Würde der Kunst gewahrt wird, indem — wie wir mit Freude vernehmen — während dieser Productionen keine Erfrischungen verabreicht werden sollen. (Bl. f. M. u. Th.)

Der Privatdocent Herr Dr. Ed. Hanslik in Wien hat seine Vorlesungen über „Neuere Geschichte der Tonkunst“ am 20. October begonnen und mit einem geistvollen Resumé der im vorigen Winter gehaltenen Vorträge über die ältere Geschichte der Musik (von ihren ersten Anfängen bis zum Auftreten von Gluck und Haydn) eingeleitet.

Die Schwierigkeit, eine siebenzehn Jahrhunderte umfassende Reihe von geschichtlichen Perioden mit Einem Blicke zu übersehen, die wichtigsten Erscheinungen herauszuheben, und diese scheinbar so abspringenden Motive der Art in einander zu verschmelzen, dass die Geschichte der Tonkunst sich nicht bloss als eine Kette von Künstler-Biographien und zufälligen Fortschritten, sondern als die nothwendige und natürliche Entfaltung inneren, geistigen Lebens sich gestalte, und all dieses immense Material in den engen Rahmen einer Vorlesung zu drängen — diese Schwierigkeit ist nicht gering; und wir können der geistigen Kraft, welche dieselbe mit Leichtigkeit, wir möchten sagen: mit Grazie, überwand, eben nur unsere bewundernde Anerkennung zollen.

Im Auditorium, auch in diesem Semester nur zum geringeren Theile aus eigentlichen Universitätshörern bestehend, reihen sich zu unserer Freude die besten Namen unserer wiener Künstler und Tonfreunde an einander.

Petersburg. Die italiänische Oper wurde mit Verdi's „I Lombardi“ eröffnet. Mad. Lotti und die Herren Mongini und Debsssini gefielen sehr; die Oper selbst aber griff nicht durch.

Ankündigungen.

In einer Stadt der Rheinprovinz wird ein Musiklehrer und Dirigent zweier Gesang-Vereine gesucht. Clavierspiel und die Fähigkeit, Unterricht im Gesange zu ertheilen, sind Haupt-Erfordernisse. Ein Einkommen von mindestens 800 Thlrn. wird garantirt.

Anmeldungen (Zeugnisse, Nolzen über persönliche Verhältnisse u. s. w.) bei

Prof. L. Bischoff in Köln.

Alle in dieser Musik-Zeitung besprochenen und angekündigten Musicalien etc. sind zu erhalten in der stets vollständig assortirten Musicalien-Handlung nebst Leihanstalt von BERNHARD BREUER in Köln, Hochstrasse Nr. 97.

Die Niederrheinische Musik-Zeitung

erscheint jeden Samstag in einem ganzen Bogen mit zwanglosen Beilagen. — Der Abonnementspreis beträgt für das Halbjahr 2 Thlr., bei den K. preuss. Post-Anstalten 2 Thlr. 5 Sgr. Eine einzelne Nummer 4 Sgr. Einrückungs-Gebühren per Petitzeile 2 Sgr

Briefe und Zusendungen aller Art werden unter der Adresse der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung in Köln erbeten.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. L. Bischoff in Köln.

Verleger: M. DuMont-Schauberg'sche Buchhandlung in Köln.

Drucker: M. DuMont-Schauberg in Köln, Breitstrasse 76 u. 78.